

EUROPA – KULTUR AM RANDE DER WELT, oder WER IST HIER DER LOOSER?

Vielleicht existiert Europa als Einheit wirklich nicht. Natürlich gibt es Versuche, es zu schaffen – vor allem in kultureller Hinsicht. Aber diese Versuche sind bis heute kaum von Erfolg gekrönt. Falls das Wort „Erfolg“ hier überhaupt anwendbar ist. Mal abgesehen vom globalen Pop-Trash und einigen Beispielen allgemeinverpflichtender Klassik müssen wir konstatieren, dass ein Ire und ein Albaner sich in völlig unterschiedlichen Kulturräumen aufhalten und auch nicht beabsichtigen, diese Räume zu vereinen. Und das gilt nicht nur für dieses auch geographisch weit entfernte Paar, sondern auch für die sich bedeutend nähern und dem Augenschein nach kulturell viel aktiveren Franzosen und Deutschen. Auch wenn bei ihnen mehr Gemeinsames zu spüren ist, überlappen sich ihre Kulturräume nur wenig. Und selbst in den Grenzen eines gemeinsamen Staatsgebildes, wie es die Schweiz ist, unterscheiden sich die Kulturräume des französischsprachigen Westens und des deutschsprachigen Zentrums und Ostens ziemlich radikal.

Wobei sich die Frage aufdrängt: Was soll daran schlecht sein? Marginalisiert diese Vielzahl an kulturellen Räumen und Orientierungen Europa in der angenommenen kulturellen Konkurrenz mit dem Rest der Welt wirklich?

Dies scheint eher eine philosophische Frage zu sein. Sind Komplexität und Vielseitigkeit dem Unifizierten und Vereinfachten in der kulturellen Dimension wirklich unterlegen? Und wie ist „unterlegen sein“ zu verstehen? Wer schießt, und wer lässt die Bälle ins Tor? Auf welcher Ebene konkurrieren kulturelle Phänomene miteinander? Und wie drückt sich das in der Kultur selbst aus – als Sieg der Massen- über die Hochkultur? Wie kann es einen Sieg geben, wenn kein Krieg war? Die Gegner sind doch überhaupt nicht zusammengetroffen, weil sie in ganz unterschiedlichen Ligen spielen – überhaupt lässt sich

der Verdacht nicht abschütteln, dass sie (um die sportliche Wettkampfanalogie zur Vollendung zu bringen) völlig andere Sportarten treiben.

Ohne auch nur eine Antwort gefunden zu haben, erlaube ich mir noch eine Frage: Woher kommt diese Vielseitigkeit und kulturelle Kleinteiligkeit Europas? Darauf aufbauend die nächste: Inwiefern unterliegt sie dem Wandel? Inwiefern kann man Europa „nivellieren“ und homogenisieren? Das Schreckliche dieses letzten Wortes verdeutlicht ja die Absurdität des Prozesses, der dahinter steckt.

Vor vielen Jahren (genau 19, fast zwei Jahrzehnten also) lebte ich zum ersten Mal sozusagen im Herzen des Alten Europa, wodurch ich der künftigen Liste meiner intimen Städte München, Innsbruck, Venedig, Ravenna und Florenz hinzufügte. Als Folge meines dreimonatigen Aufenthaltes in dieser Weltgegend entstand die Idee, die ich später in meinem Essay „Einführung in die Geographie“ darlegte: der europäische Mensch wurde von Bergen und Wald geformt. Ich dachte wohl an das Abgegrenzte und Konkrete jedes einzelnen Ortes, an seine Zugehörigkeit zu einer in ihrer Ausdehnung größeren Komposition. Davon, so glaubte ich, würde das Gefühl für die Form in seiner europäischen Ausprägung in hohem Maße beeinflusst.

Die Frage der Nivellierung Europas wird also zur Frage der Nivellierung der Berge? Oder nach der Rodung seiner Wälder? Wie kann Europa platt gemacht werden? Mit welchem Plätteisen muss man darüber gehen? Die Geographie selbst stellt sich dieser Idee entgegen. Der Idee eines „einzigsten“ – unifizierten, vereinfachten – Europa.

Neben der Geographie hat aber auch die Geschichte hart an Europa gearbeitet. Sie war es, die Europa in mindestens drei Teile geteilt hat – in West-, Ost- und Mitteleuropa. Was die Lage Mitteleuropas angeht, so existieren mehrere Definitionen, unter denen mir die folgende am überzeugendsten erscheint. Zwischen dem Osten (Russland, postsowjetischer Raum) und dem Westen (sog. Altes Europa) liegt etwas, das für den Westen Osten und für den Osten Westen ist. Genau in diesem Streifen befinden sich die Länder, deren Bevölkerung

mittelosteuropäische Sprachen spricht und deren Schriftsteller in diesen Sprachen ihre Werke schreiben.

Sollte es in kulturellen Prozessen wirklich Looser und Outsider geben, dann sind vor allem sie es. Sollte es in der Kultur Kriege geben, dann sind sie fast immer die Verlierer. Wenn man vom Kulturprodukt in den Kategorien von Import und Export sprechen möchte, dann übersteigt auf den Gebieten Mittelosteuropas der Import den Export bei Weitem. So sehr, dass sich ganz ungewollt ein rettender Verdacht einschleicht – vielleicht ist das Outsidertum in Wirklichkeit heimliche Leadership? Bevor ich mich aber der Betrachtung zuwende, worin diese vielleicht besteht, versuche ich zu klären, was sie verursacht hat, mit anderen Worten – warum die Mittelosteuropäer die kulturellen Looser der heutigen Welt sind.

Selbst in ihrem weitesten Sinne ist und bleibt die Kultur sprachzentriert. Sprache, Sprache und nochmals Sprache gibt der Kultur ihren Sinn und ihre Dauerhaftigkeit. Selbst wenn die Sprache vor unseren Augen verarmt, sich zurückzieht und immer weniger Worte umfasst. Wir alle werden heutzutage Zeugen einer solchen Verminderung der Sprache. Aber obwohl das Visuelle (Piktoriale) in den kulturellen Botschaften immer präsenter ist, bleibt das Verbale doch Hauptträger des Sinns. Schon wenn wir auf dem i-phone auf like oder repost drücken, stellen wir dabei nur unsere Abhängigkeit vom Verbalen unter Beweis. Wir wollen etwas sagen, wir wollen aussagen.

Trotz der sinkenden Zahl von Menschen, die literarische Werke lesen und verstehen können, behalten literarische Messages ihre althergebrachte Exklusivität. Der Grund ist verständlich: von allen Möglichkeiten des Ausdrucks sind gerade sie den Gedanken am nächsten.

Auf sie, die Literatur (Outsider und gleichzeitig geheimer Leader des kulturellen Raums) und auf ihre besondere Situation in Mitteleuropa möchte ich mich also konzentrieren.

Existiert eigentlich eine eigene mitteleuropäische Literatur? Wo ist sie? Wer verkörpert sie heute, im XXI. Jahrhundert?

Die Fragen wurden mir aus Berlin gestellt, und das ist kein Wunder. Mehr als alle anderen Metropolen des Okzident ist Berlin beschäftigt mit allem, was noch östlicher liegt.

Meiner Berliner Gesprächspartnerin gebe ich eine einfache Antwort.

Bisher hat das XXI. Jahrhundert in der internationalen Literaturszene noch keine radikalen Veränderungen gebracht. Denn die Osterweiterung der EU kann man ja wohl kaum als eine solche Veränderung bezeichnen! Klar, die EU hat sich erweitert, was geschehen ist ist geschehen. Doch die Schriftsteller in Mitteleuropa schreiben deswegen nicht anders. In einer anderen Sprache etwa.

Die mitteleuropäische Literatur besteht heute aus denselben Sprachen wie im XX. Jahrhundert – Polnisch, Tschechisch, Slowakisch, Ungarisch, Ukrainisch, Belarusisch, Serbisch, Slowenisch, Litauisch usw. Offiziell ist Kroatisch hinzugekommen, das früher irgendwie als untrennbar vom Serbischen galt. Meine Berliner Gesprächspartnerin hat im gesamten mitteleuropäischen Gebiet von Estland bis Albanien 17 Sprachen gezählt. Ich zähle 16, denn Moldauisch halte ich für eine sowjetisierte Variante des Rumänischen.

Im gerade umrissenen Gebiet gibt es außerdem noch die Sprachen der Minderheiten: Deutsch, Russisch, Ruthenisch, Roma, ein paar Jiddisch-Reste, und einige noch-nicht-Sprachen, Untersprachen, nicht anerkannte Kinder – Kaschubisch, Preußisch, Mährisch, die Sprache der Asow-Griechen, Karaimen, Lausitz-Sorben etc. – Karl-Markus Gauss könnte eine weit längere Liste erstellen.

Ganz nebenbei bemerkt: in jeder dieser Sprachen – der 16 „Hauptsprachen“ und der übrigen „zusätzlichen“ – kann jederzeit die letzte Zeile eines genialen Werkes geschrieben werden. Aber wer erfährt davon? James Joyce ist vor allem wegen seiner Nichtkommerzialität und Nichtlesbarkeit eine Ikone der Weltliteratur. Wer aber wäre Joyce, hätte er nicht auf Englisch, sondern, sagen wir mal, auf Albanisch geschrieben? Kennte dann irgend jemand auf der Welt Joyce? Oder glaubte den Albanern jemand, dass ihr Joyce genial ist?

Nun denn. Die Autoren, die in den genannten und den anderen mittelosteuropäischen Sprachen schreiben, und ihre Werke, das ist sie, die mittelosteuropäische Literatur. Wenn es aber in ihr so viele Sprachen gibt, die sich manchmal auch noch derartig voneinander unterscheiden, was ist dann das Gemeinsame? Was erlaubt es uns, von einem Phänomen zu sprechen?

Vor allem die historisch-soziale Gemeinschaft der Schicksale und Erfahrungen: die Revolutionen des XX. Jahrhunderts, die diktatorischen Regime, die nazistische Okkupation, die kommunistische Epoche, Gewalt und Unterdrückung als Grundkonstanten, das Gefühl, Objekt, nicht Subjekt des historischen Spiels der Auseinandersetzung zwischen Russland und dem Westen zu sein. Es genügt, sich einer der einfachsten Definitionen von Mitteleuropa zu erinnern, derjenigen vom Territorium „zwischen den Deutschen und den Russen“, oder, um einen geheimnisvollen polnischen Geopolitiker zu zitieren, der in den 1930er Jahren unter dem Pseudonym Wiktor Szyrma auftrat, „Völkerfugen, die zwischen dem deutschen und dem russischen ethnischen Raum liegen“. Nichts Gutes konnte diese Lage zwischen zwei Imperialismen bedeuten. „Die mittelosteuropäische Angst schwankt historisch zwischen zwei Sorgen hin und her: die Deutschen kommen, die Russen kommen“, - schrieb ich einmal in einem meiner Essays über den „wundersamsten Teil der Welt“.

Nehmen wir noch den beständigen Druck der Zensur und den Zwang der Schriftsteller zu kollaborieren. Ein ganz eigenes mittelosteuropäisches Gefühl der Unfreiheit und Abhängigkeit.

Zu den äußeren Faktoren (Okkupanten und Aggressoren, „Russen“ und „Deutsche“) kommen noch innere – gegenseitige Phobien, offene Rechnungen und sprachlich-kulturelle Abgrenzungen: rumänisch-ungarische, polnisch-ukrainische, tschechisch-ungarische, serbisch-kroatische, ungarisch-slowakische und weiter so in der Paarung des Hasses. Es gibt genug augenfällige Beispiele. Polen, die den Ukrainern in der Zwischenkriegszeit den Zugang zur Universität verwehren. Ukrainer, die darauf nach dem Krieg mit der Zerstörung des polnischen kulturellen Erbes antworten. Rumänen, die die kulturelle Selbstbestimmung der ungarischen und deutschen Minderheiten blockieren. Von Serben, Kroaten, Bosniern möchte man nicht einmal schweigen. Manchmal scheint es, als sei Mitteleuropa das Gebiet, wo das ethnische immer über das ethische triumphiert. Wir haben eine ellenlange Geschichte gegenseitiger kultureller Vernichtung. Und sie ist übrigens noch nicht ganz Geschichte. In hohem Maße ist sie Gegenwart, heute.

Zu diesem, wie ich es mir zu nennen erlaube, Bukett kommt die jüdische Tragödie. Mitteleuropa war der Hauptschauplatz des Holocaust. Welche Rolle dabei die Vertreter verschiedener mitteleuropäischer Völker und ethnischer Gruppen spielten, ist und bleibt eine ungemein komplizierte und verworrene Frage, die direkt ihr weiteres Schicksal betrifft. Der Umstand, dass zum Beispiel die Ukrainer es nicht schaffen, den Weg der gesellschaftlichen Genesung einzuschlagen, erklärt sich meiner Meinung nach auch damit, dass bei uns das Thema unserer Kollaboration bis heute nicht aufgearbeitet ist – mit Hitler wie mit Stalin. *Das* frisst weiter an uns, und wird uns, wenn wir uns nicht anstrengen, nie loslassen.

Diese ganzen Repressionen, Tabus, Skelette in den Schränken und noch immer nicht erzählten Geschichten stellen auch ein unerhörtes und bisher nicht ausgeschöpftes literarisches Potenzial dar. In ihren eigenen „nicht erfolgreichen“ Ländern sind die mitteleuropäischen Schriftsteller mit Dingen konfrontiert, um derentwillen ihre westlichen Kollegen nach Somalia oder Bolivien reisen müssen.

Die aufgezählten Symptome der historisch-sozialen Gemeinsamkeit sind jedoch nur die Voraussetzung für eine andere – die zutiefst ästhetische. Sie interessiert uns am meisten.

Was die Schriftsteller dieses „wundersamsten Teils der Erde“ charakterisiert, ist ein gemeinsames Bewusstsein von Sprache.

Die Literaturen Mitteleuropas bestehen aus „**kleinen Sprachen**“, die aufgrund ihres fehlenden Einflusses in der Welt, ihrer Marginalität und funktionalen Unfähigkeit gezwungen waren, tief in sich selbst zu dringen, sich zu intensivieren, da sie sich nicht extensivieren konnten, wobei sie eine eigene, von außen kaum zu erfassende und in keiner Übersetzung übertragbare Melancholie, Ironie und Raffinesse anhäufte. Sie – die Sprachen, und daher auch die aus ihnen geschaffene Literatur – wurden zur „Sache an sich“.

Der mitteleuropäische Schriftsteller (ein verantwortungsvolles Wort, das in dieser Weltgegend viel häufiger benutzt wird als das neutrale und westliche „Autor“) erzählt seine Geschichte de facto nicht um der Geschichte willen, sondern um eine Sprache zu verwenden, die der Welt so egal ist, dass man sie beständig retten und ihre Lebensfähigkeit unter Beweis stellen muss – und sei es nur sich selbst. Die Sprache ist nicht nur Material oder Instrument, also Mittel. Sie wird – entschuldigen Sie das plötzliche Pathos – Daseinszweck, brüchig und ewig bedroht. Je mehr und tiefer du sie benutzt, desto größer der Beweis, dass sie überleben wird. Ersetzen wir das Wort „Beweis“ mit dem Wort „Illusion“ – und wir kommen der Wahrheit noch näher.

Die mitteleuropäische Literatur ist von ihrem Wesen her autistisch und autark, dabei (in der gesamteuropäischen Dimension, von der globalen ganz zu schweigen) verdammt zum Exotischen, Unverständlichen und daher auch dazu, nicht kommerziell zu sein. Und wenn man dies mit Misserfolg gleichsetzt, dann haben wir die Antwort auf die Frage, wer der wirkliche Verlierer ist.

Mein spanischer Verleger lebt in Barcelona, und sein Verlag führt zwei parallele Programme – eines auf Spanisch, eines auf Katalan. Es heißt, das zweite Programm sei in den letzten Jahren spürbar geschrumpft – wahrscheinlich aus eben jenen kommerziellen Erwägungen. Der Verleger selbst aber ist ein katalanischer Intellektueller, seine Vorlesungen zur Weltliteratur hält er an der Universität auf Katalan.

„In welcher Sprache sollen wir dich herausgeben? – fragte er mich einmal, ganz am Anfang unserer Beziehung. Ich dachte nicht lange nach und platzte heraus: „Natürlich auf Spanisch“. Zum Glück konnte ich mich beherrschen, um nicht laut auszusprechen, was ich gleich darauf dachte: „Wer braucht denn überhaupt Übersetzungen in irgend so ein Katalan? Wozu diese *kleine Sprache*?“. Spanisch, das ist global, nicht nur Spanien, sondern auch Mexiko, Peru, Argentinien, andere märchenhafte Länder, wo ich noch nie war, plus ein gutes Stück USA. Von diesen Aussichten stockte mir der Atem.

Der Verleger verstand mich und nickte zustimmend – aber irgendwie traurig. So traurig, dass ich begann mich zu schämen. Bis heute schäme ich mich dieses plötzlichen Impero-Chauvinismus. Nie mehr will ich irgend eine Sprache dieser Welt beleidigen.

Ich habe diese Episode der Analogie wegen erzählt. In einer der mittelosteuropäischen Sprachen schreiben, das ist, als schriebe man Katalan. Oder Gälisch oder Walisisch. Oder sogar Rätoromanisch, einen seiner fünf Dialekte. Als schriebe man in einem der Dialekte des Schwytzerdütsch, zum Beispiel dem Berner. Das ist ganz und gar nicht unmöglich – in jeder der erwähnten Sprachen werden hunderte von Büchern nicht nur geschrieben, sondern auch veröffentlicht. Europa lässt jeder dieser Nischen das Recht zu existieren. Und nicht nur das Recht – es sichert die Existenz auch mit Zuschüssen. Gott sei Dank hat Europa noch Geld



dafür. Und selbst wenn es keins mehr hat, so erweckt es doch weiterhin den Eindruck, als hätte es welches.

In einer der Sprachen Mitteleuropas schreiben, das ist, als hänge man von solchen Zuschüssen ab. Die Literatur Mitteleuropas – vielleicht nicht die ganze, aber in ihren bedeutendsten Erscheinungsformen – ist durch und durch bezuschusst. Wie zeitgenössische Oper, Neue Musik oder Free-Jazz. „Was gibt es für einen Unterschied“, fragt mich Peter Conradin Zumthor, der geniale Schweizer Schlagzeuger – „zwischen einem Rockkonzert und einem Konzert zeitgenössischer Avantgarde?“ Ich zucke die Achseln. „Auf dem Rockkonzert“, sagt Peter, „kennt das Publikum jeden Musiker mit Namen. Auf dem Konzert zeitgenössischer Avantgarde kennen die Musiker jeden im Publikum mit Namen.“ Wir lachen, wenn auch vielleicht ein bisschen zu laut. „Was gibt es für einen Unterschied“, fragt Peter wieder, „zwischen Punk und Jazz?“ Wieder zucke ich die Achseln, denn das ist meine Rolle. „Punk ist, wenn man drei Akkorde für tausend Leute spielt“, sagt Peter. „Und Jazz, wenn man tausend Akkorde für drei Leute spielt.“

Genau so ist es mit der Literatur Mitteleuropas. Ihre Autoren spielen in ihren eigenen Sprachen tausende Akkorde und kennen all ihre Leser wenn nicht mit Namen, so doch vom Sehen. Es ist eine Literatur niedriger Auflagen und einiger Förderpreise, darunter der Nobelpreis. Es ist eine Literatur der Sinekuren und Stipendien. Aus all dem folgt, dass es die ideale Literatur ist. Sie existiert für die Sprache und glaubt, die Sprache existiere für sie.

So halten sie sich also eng beieinander und rechtfertigen gegenseitig ihre Existenz vor allen möglichen Bezuschussungs- Instanzen, deren Gesamtheit man humoristisch auch, sagen wir mal, Gott nennen könnte.

Zum Schluss möchte ich noch die Beziehungen der mittelosteuropäischen literarischen Peripherien zu den Metropolen betrachten. Inwiefern ist es korrekt, sie in einen postkolonialen Kontext zu stellen?

Jedenfalls handelt es sich um eine andere Postkolonialität.

„Klassische“ postkoloniale literarische Werke (zum Beispiel aus Indien, Indochina, Afrika oder Lateinamerika stammend) werden in **Weltsprachen (in großen Sprachen)** geschaffen. Probleme der Übersetzung, des Verstehens und der Durchdringungen durch den Leser haben viel bessere Chancen, gelöst zu werden. Mit anderen Worten, ein Roman, der im Original in Englisch oder Spanisch geschrieben ist, hat objektiv betrachtet, unabhängig von der Qualität des Textes, bedeutend bessere Chancen. Schriftstellerkarrieren gelingen meist durch den Umzug in die „eigene“ sprachliche koloniale Metropole. Also dadurch, dass man in London über Bangladesch und Kenia schreibt, in Paris über Algier und Dhakar, in Madrid über Macondo oder Manila, in Lissabon über Mocambique.

Die Migranten-Autoren verlieren dabei kein bisschen von ihrer ursprünglichen Identität. Der französischsprachige Vietnameser ist und bleibt ein vietnamesischer Schriftsteller, obwohl er im Informationsmaterial als „franko-vietnamesischer“ Schriftsteller figuriert. Der Grund dafür ist vielleicht, dass die multikulturelle Offenheit eine Art Einbahnstraße ist. Charakteristisch nur für Vertreter der westlichen Zivilisation. Die „Komponenten der Multikulturalität“ selbst, mit anderen Worten die postkolonialen Migranten, legen meist keine besondere Offenheit für das Fremde an den Tag, sondern vergraben sich, wie es Exoten ziemt, im „eigenen“. Um hier keine unnötigen Emotionen hervorzurufen, will ich ein paar eingängige Beispiele für diesen Gegensatz anführen. Deutsche (und nicht nur sie) finden großen Gefallen an thailändischen Restaurants, aber man kann sich schwer eine thailändische Familie in München vorstellen, die glücklich bei Würstchen und Sauerkraut sitzt. Manche von uns rauchen gerne pakistanischen Haschisch,

aber man kann sich schwer Pakistaner vorstellen, die Schnaps zu sich nehmen und ihn mit Bier hinunterspülen.

Multikulturalität ist also ein Wert nur des westlichen Menschen. Vielleicht, weil der westliche Mensch wie ein Schwamm ist – er will alles aufnehmen, jede Erfahrung, jede Berührung mit der Vielfalt der Welt. Seine Multikulturalität ist der unbewusste Versuch, die Welt zu schlucken, die Größe der Imperien wieder aufzubauen, und sei es nur auf der Ebene des eigenen Ich.

Die mittelosteuropäischen Autoren haben nicht dieses Privileg, ihre Identität trotz eines Verzichts (oder, wenn Sie wollen, der Befreiung) von der eigenen „kleinen Sprache“ zu behalten. Die Sprache ist einer der Grundpfeiler dieser Identität. Tauschst du diese Sprache gegen eine „große“, musst du dir der Folgen bewusst sein – du zerstörst einen sehr wichtigen Teil deiner selbst. Die „kleine“ gegen eine Weltsprache zu tauschen (wie das seinerzeit zum Beispiel Milan Kundera getan hat), verbietet dir natürlich niemand, aber du musst dich wegen deines Überlaufens auf Attacken und Boykotte gefasst machen. Es ist nicht gesagt, dass du, wenn du aus der eigenen Sprache geflohen bist, in der fremden du selbst bleibst.

Jedenfalls kann man das Überlaufen in die andere Richtung – ins eigene postkoloniale Zentrum, nach Moskau – ausschließen. Unverstellbar, dass einer von uns – aus Litauen, Lettland, der Slowakei oder Polen – nach Moskau zieht, dort Russisch zu schreiben beginnt und dabei seine eigene kulturelle Identität bewahrt.

Aber wenn nicht Moskau, dann vielleicht Wien? Diese frühere Hauptstadt und große kulturelle Metropole, von der die meisten von uns viel positivere Eindrücke behalten haben? Kann Wien heute Menschen aus seinen früheren Kolonien anziehen?

Fürs Erste lasse ich diese Frage unbeantwortet. Unstrittig ist der ganz besondere Platz, den die österreichische Literatur im Kanon des XX. Jahrhunderts einnimmt. Was das

derzeitige Jahrhundert angeht, bestehen allerdings große Zweifel. Schließlich erlaubt es das besondere „österreichische Format“ der deutschen Sprache vielen Mittelosteuropäern bis heute, auf die österreichischen Autoren wie auf Brüder im sprachlichen Unglück zu blicken. Vielleicht könnte man das österreichische Deutsch als eine Art kommunikative Brücke betrachten? Also als besondere Sprache im Übergang zwischen den „kleinen“ und den „Weltsprachen“?

Die letzte Frage aus Berlin betrifft, wie es sich für letzte Fragen gehört, die Zukunft. Wird es in 20 Jahren noch eine mittelosteuropäische Literatur geben? Ich selbst habe ja versucht, schon einige Anhaltspunkte für so ein dramatisches Finale zu geben. Soll heißen, ich frage mich das manchmal selbst.

Wenn wir es aber überhaupt für möglich halten, dass einige Literaturen verschwinden, dann müssen wir die Frage breiter stellen: wird es überhaupt noch Literatur geben? Mal ganz abgesehen von diesen mittelosteuropäischen Zwergen – wird es eine chinesische geben? Eine indische? Eine englischsprachige? Eine spanischsprachige?

Ich bin überzeugt davon. Die mittelosteuropäische Literatur wird mindestens so lange existieren, wie die mittelosteuropäischen Sprachen. Sie wird sich noch lange halten, und sei es nur wegen der angeborenen menschlichen Faulheit, Fremdsprachen zu lernen. Wobei sie weiterhin erfolglos, nicht nachgefragt, unübersetzt, unverständlich, unbekannt und – hermetisch-perfekt sein wird.

Man könnte sagen, dass Scheitern eine sehr wichtige Mission ist. Mit deiner marginalen Fortexistenz, deinem irgendwie krampfartigen Festkrallen an jedem Wort deiner einzig möglichen „kleinen Sprache“, zeigst du es allen kulturellen Siegern und beweist: wenn nicht einmal dieser Verlierer aufgibt, dann wird die Literatur als solche nicht verschwinden – was auch immer über ihr unaufhaltsames Ende geredet werden mag.

*Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr*